

Preis 20 Heller.

# MAIFEIER 1901



# Mai-Feier.

Von Jahr zu Jahr, von Mai zu Mai  
Füllt höh're Lust die Seelen,  
Wenn bei der Heerschau, Reih' für Reih',  
Wir die Getreuen zählen.  
Wir wachsen — trotz der Nachbarschaft  
Von Dummheit, Haß und Neide —  
Wir wachsen, ja, an Zahl und Kraft,  
An Stolz und Siegesfreude.

Der Spießer sagt: „Was ist's denn mehr?  
Sie geh'n ja nur spazieren!“ . . . .  
So lang's ihm neu war, zittert' er  
Und kroch auf allen Vieren.  
Jetzt thut er, als ob's bloße Heß'  
Und Unterhaltung wäre,  
Und mit Gelächter und Geschwäh  
Beguckt er die Flaneure.

Der Schönggeist sagt: „Ach, jedes Jahr  
Bleibt's immer nur das Gleiche!“ . . . .  
Abwechslung im Repertoire  
Vermiss't der Anspruchsreiche.  
Verdriesslich gähnt der Tagedieb,  
Weil wir nicht revolutionen,  
Er meint, wir müßten ihm zulieb  
Mit Blut das Pflaster schmücken.

Der Staatsmann sagt: „Es nützt sich ab,  
Die Leutchen werden müde —  
Erst war's Galopp, jetzt ist es Trab,  
Bald holpert's invalide“ . . . .  
Er meint, das Volk sei faul und träg',  
Wie die Lakat'n und Schreiber,  
Die schläfrig geh'n den alten Weg  
Und stillsteh'n ohne Treiber.

Wir aber schreiten emsig fort,  
Geduldig und gelassen,  
Und seh'n, das alte Lösungswort  
Bewegt stets neue Massen.  
Philisterschwach und Darrenspott  
Klingt rechts und links — wir schreiten!  
Die alte Welt ist bankrott,  
Die neue liegt im Weiten.

So fern das Ziel auch winken mag,  
Wir lassen's nicht entschwinden —  
Erst Wahlrecht und Achtkundentag —  
Das Weitere wird sich finden.  
Von Mai zu Mai, von Jahr zu Jahr,  
Im Wechselspiel der Zeiten  
Ausdauernd, zäh', unwandelbar —  
So schreiten wir und streiten.

## Blutige Maitage.

Bum Gedächtniß der Pariser Kommune.

Am 1. Mai richtet sich der Blick des Proletariers auf die Zukunft. In der Forderung des Achtkundentages, für die er an diesem Tage demonstriert, verkörpert sich ihm die geschichtliche Bestimmung seiner Klasse, die Befreiung des Proletariats und der Menschheit überhaupt von Ausbeutung und Unterdrückung. Sich auf sich selbst zu besinnen und über sich selbst zu bestimmen, ist für jede soziale Gruppe oder Masse eine notwendige Voraussetzung ihres geschichtlichen Wirkens. Die tägliche Agitationsarbeit lehrt uns aber, wie schwer es ist, in dem durch die wirtschaftliche Noth gedrückten, durch die „Autoritäten“ der Gesellschaft und ihre Mittel, Pfaffen u. s. w. eingeschüchternen Arbeiter das Gefühl der Würde und den Glauben an eine bessere Zukunft zu erwecken. Die Maitage des internationalen Proletariats macht die Ueberwindung dieses Zustandes der Unreife kund.

An diesem ersten Mai aber schweift unser Blick auch in die Vergangenheit zurück. Wenn wir die ungezählten Massen Proletarier überschauen, die sich in allen Ländern vereinigen, um das Recht ihrer Klasse selbstbewußt der Macht des herrschenden Kapitalismus entgegenzusetzen, wird die Erinnerung an den großen Kampf lebendig, in dem die Pariser Arbeiter vor dreißig Jahren für dasselbe Ziel heldenhaft und opfermüthig gestritten haben. In den Maitagen des Jahres 1871 ist die Pariser Kommune, der erste geschichtliche Versuch des Proletariats, die organisatorische Macht des sozialistischen Gedankens auf einem größeren Gebiete als dem der freien Vereine zu erweisen, in einem Ströme von Blut erstickt worden. Die Lüge und Verleumdung der Herrschenden und ihrer überzeugten oder gekauften Schriftsteller hat das Andenken der Kommune beschmutzen oder gänzlich vertilgen wollen, und das Unverständnis ist da mit der Böswilligkeit Hand in Hand gegangen. Glücklicherweise hat sich die besiegte Partei im literarischen Waffengange ihrem Gegner weit überlegen gezeigt. Die berühmte Adresse des Generalrathes der Internationalen Arbeiter-Assoziation über den „Bürgerkrieg in Frankreich“ ist ein Muster kritischer Geschichtsbetrachtung und umso bewundernswürdiger, als sie unmittelbar unter dem Eindruck der schrecklichen Katastrophe zu einer Zeit entstanden ist, als die fortwirkenden Leidenschaften und die durch die Nähe verstärkte Unübersichtlichkeit der Ereignisse ein klares Urtheil auszuschließen schienen. In dieser Schrift hat Karl Marx die ganze Größe seines geschichtlichen Blickes, die rücksichtslose Schärfe seines kritischen Geistes, aber auch das Feuer des begeisterten Kämpfers und den Schwung des glänzenden Schriftstellers offenbart. Die geniale Skizze hat den Weg gewiesen, den die späteren Geschichtsschreiber, soferne sie nicht oberflächliche oder parteiisch bornirte Pamphletisten waren, gehen mußten. Ihr Verdienst

ist es auch, daß das Charakterbild der Kommune in den Augen der sozialistischen Arbeiter klar und fest geblieben ist.

Die Kommune ist keine rein proletarische, keine rein sozialistische Bewegung gewesen. Paris war 1871, wie auch heute noch, eine vorwiegend kleinbürgerliche Stadt. Auch unter den Arbeitern gehörte die Mehrzahl dem Kleingewerbe an. Waren so die Cadres des modernen Sozialismus, die Fabrikarbeiter, verhältnismäßig schwach gegenüber den noch vielfach von reaktionären und beschränkten selbsthülferischen Gedanken beherrschten Handwerkern, so wirkten unter den fortgeschrittenen Arbeitern wiederum die alten Streitigkeiten der verschiedenen sozialistischen Schulen und Sekten weiter fort. Zwei Hauptgruppen der sozialistischen Arbeiterschaft haben auf die Handlungen der Kommune besonders eingewirkt, die Blanquisten, die das Hauptgewicht auf die politische Revolution, die Diktatur des Proletariats legten, und die Proudhonisten, die vor Allem die wirtschaftliche Reform wollten. Aber außer den Gedanken Blanqui's und Proudhon's haben auch die Traditionen der französischen Revolutionen einen starken Einfluß geübt. Es war der bürgerliche Radikalismus, das zur Phrase und oft zur Tollheit gewordene Jakobinerthum, das dem sozialistischen Element in der Kommune fortwährend in den Weg trat und die Bewegung kompromittirte. Da gab es „revolutionäre“ Journalisten, die meinten, die Kommune der Arbeiter von 1871 habe nichts Anderes zu thun, als die Kommune der Bürger von 1792 in jeder ihrer Handlungen nachzuahmen, die Religion mittels Dekret „abzuschaffen“ und dergleichen mehr. Diese Leute, die zumeist aus dem Intelligenzproletariat und seiner verlumpteften Schichte, dem literarischen Zigeunerthum, aufstauten, hatten das Kleinbürgerthum hinter sich, das ja immer für die Radikalpolitik war und damals obendrein von chauvinistischem Zorn gegen die vom Ausland gedemüthigte Regierung beherrscht wurde. Diese Schichte ist es auch gewesen, die am meisten Neigungen zu den Gewaltakten zeigte, von denen die letzten Tage der Kommune nicht frei waren.

Die Pariser Kommune ist nicht das Werk einer Verschwörung, noch eines vorbedachten Planes gewesen. Sie entstand aus der politischen Umwälzung, die dem zweiten Kaiserreich ein Ende machte, und aus den Zuständen der neuen Republik, und nicht minder hat die durch die lange, an Opfern und Entbehrungen so reiche Belagerung erzeugte politische Aufregung der Pariser Bevölkerung ihren Ausbruch begünstigt.

Als am 3. September 1870 die Nachricht von der Gefangennahme Napoleon's III. bei Sedan nach Paris drang, erzwangen die aufgeregten Volksmassen die Proklamirung der Republik. Die neue Regierung wurde aus den Führern der bürgerlichen Opposition in der

Kammer gebildet. Ihre erste Aufgabe war die Organisirung der nationalen Vertheidigung gegen den äußeren Feind. Aber während auf dem Lande rasch neue Armeen gebildet und ins Feld geführt wurden, wurde die Vertheidigung der belagerten Hauptstadt sehr lässig betrieben. Die herrschende Bourgeoisie fürchtete eine allgemeine Volksbewaffnung, die auch das gesammte Proletariat wehrhaft gemacht hätte, nicht weniger als die deutschen Belagerer, und die leitenden Generale, Kreaturen des Kaiserreiches, die der Republik keinen Sieg gönnten, kamen ihren Wünschen entgegen. So kam es in Paris bald zu neuen Volksbewegungen und die sozialistischen Arbeiter, die von Anfang an gegen den Krieg protestirt hatten, sahen jetzt das Kleinbürgerthum, dem die Augen über den „Patriotismus“ der Bourgeoisrepublikaner aufgegangen waren, auf ihrer Seite. Der für Paris und Frankreich demüthigende Waffenstillstand und die Kapitulation der Hauptstadt steigerte die Erregung auf das Höchste. Die Regierung glaubte, mit Gewaltmaßregeln die Unzufriedenen zum Schweigen bringen zu können und die reaktionäre Nationalversammlung, die in der größten Hast gewählt und nach Bourdeaux einberufen worden war, um den Frieden mit dem Deutschen Reiche zu schließen, stimmte ihr zu. Der Präsident der Republik, der alte Intrigant Thiers ernannte den verhassten General Vinoy, einen Spießgesellen Napoleon's, zum Gouverneur von Paris, einen anderen Erzreaktionär zum Oberkommandanten der Nationalgarde. Gleichzeitig wurde der Belagerungszustand über Paris verhängt, eine Reihe republikanischer Zeitungen unterdrückt, eine Zeitungssteuer eingeführt, die insbesondere die Volksblätter traf, und die sofortige Bezahlung der verfallenen Wechsel und Miethen dekretirt, eine Maßregel, die das durch die Leiden der Belagerung und die lange Geschäftsstockung betroffene Proletariat, aber auch das kleine und mittlere Bürgerthum schwer treffen mußte. Die Nationalversammlung aber verließ Bourdeaux und ließ sich, dem revolutionär gestimmten Paris zum Troß, nicht in der Hauptstadt, sondern im benachbarten Versailles nieder, wo das Lustschloß der bourbonischen Könige steht.

Nun holte Thiers zum letzten Schlage aus. Am Morgen des 18. März machte Vinoy den Versuch, der Nationalgarde die 250 Geschütze wegzunehmen, die diese auf eigene Kosten hatte herstellen lassen. Der Ueberrumpelungsversuch mißlang, die dazu kommandirten Soldaten verbrüderten sich mit dem Volke und erschossen ihren Kommandanten General Lecointe. Ein zweiter Offizier, Clement Thomas, einer der traurigen Helden der Junischlacht 1848, wurde gleichfalls von dem wüthenden Soldatenhaufen hingerichtet. Die erschrockene Regierung floh nach Versailles und die Armee mit ihr. Rasch folgten die höheren Beamten, die „gute Gesellschaft“, die vor der Revolution Angst empfand, viele Pfaffen und — die Halbwelt.

Während die Heuchlerbande in Versailles nach Rache schrie, gingen die Pariser daran, sich eine neue, bessere Regierung zu schaffen. Provisorisch leitete das Zentralkomitee der Nationalgarde, das schon seit dem Februar bestand, die städtischen Angelegenheiten. Am 26. März fanden die Wahlen für die Kommune statt. Die Wahlbetheiligung war ungemein stark. 287.000 Stimmen wurden abgegeben. Gewählt wurden in den aus 90 Mitgliedern bestehenden Rath fast durchwegs Sozialisten der verschiedenen Richtungen und revolutionäre Radikale.

Bald begannen die Feindseligkeiten. Die Versailler, die jede friedliche Vermittlung zurückgewiesen hatten, waren die Angreifer. Die ersten Gefechte verliefen für die Pariser nicht glücklich. So tapfer sich die Arbeiterbataillone hielten, so mangelhaft war die militärische Oberleitung. Erst in der letzten Zeit wurde es darin besser, und da war es zu spät. Die Kriegsführung der Versailler war empörend. Gleich die erste Kolonne von Pariser Gefangenen, die nach Versailles kam, wurde barbarisch behandelt. Die Kommunegenerale Duval und Florens wurden erschossen und bald wurde allen Gefangenen das gleiche Schicksal zutheil. Die Kommune erließ am 7. April eine Proklamation, in der sie erklärte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber die Drohung wurde nicht ausgeführt. Es wurden nur nach und nach 200 Geiseln in Verwahrungshaft genommen, darunter der Erzbischof Darbois und eine größere Anzahl Geistlicher. Die Kämpfe dauerten sieben Wochen ununterbrochen fort und immer enger wurde der Ring, den die Belagerer um die Stadt zogen. Am 21. Mai gelang es den Belagerern, mit Hilfe eines Verräthers in die Stadt einzudringen. Eine volle Woche dauerte es, bis die letzten Streiter der Kommune niedergezungen waren. Das Pariser Proletariat kämpfte mit beispiellosem Heroismus. Männer und Frauen, Knaben und Greise standen auf den Barrikaden, Straße um Straße, Haus um Haus mußte erstürmt werden. In dem furchtbaren Kampfe gingen viele öffentliche und private Gebäude in Flammen auf, so der Tuilerienpalast, das Stadthaus, das Justizministerium. Theils wurden sie von den Vertheidigern angezündet, um den Angriff zu erschweren und den Rückzug zu decken, theils von den Angreifern selbst in Brand geschossen. Die Schlacht war von einer furchtbaren Grausamkeit. Die Sieger schonten weder Alter noch Geschlecht. Die von ihren Offizieren aufgehehten Soldaten schossen die wehrlosen Gefangenen zu Hunderten nieder. Da der Hinterlader nicht mehr genügte, wurde die Kanone zu Hilfe genommen. Der alte Haß des klerikalen Bauern gegen das gottlohe Paris entlud sich hier im entsetzlichen Wüthen.

Am 24. Mai, als jede Aussicht auf eine günstige Wendung vorüber war, löste sich der Kommunerath auf und seine Mitglieder schlossen sich den Barrikadenkämpfern an. An den folgenden Tagen wurden vierundsechzig von den Geiseln, darunter der Erzbischof, vom Volke erschossen. Die Kommune kann für diesen Akt der Verzweiflung und Vergeltung nicht verantwortlich gemacht werden. Sie hatte den Belagerern den Austausch der Geiseln gegen gefangene Kommunarden, insbesondere Blanqui angeboten, war aber abschlägig beschieden worden. Der Regierung war die Ermordung eines Erzbischofs ein unschätzbares Agitationsmittel, der lebende Erzbischof nützte ihr wenig.

Die Rache der Sieger war schrecklich. Dem Hingeschlachten der Gefangenen durch die wüthende Soldateska folgte das ordentliche Verfahren der Kriegsgerichte. Im Ganzen sind mindestens 25.000 Kommunarden, darunter Hunderte von Frauen und Kindern, ums Leben gekommen. Ueber 3000 starben in der Gefangenschaft in Folge der Mißhandlungen und an Krankheiten. Fast 14.000 wurden verurtheilt, die meisten zu lebenslänglicher Deportation nach den Fiebergegenden Neufaledoniens. Die Mitglieder des Kommunalrathes, die in die Hände der Versailler fielen, wurden meistens hingerichtet. Noch im Jahre 1876 wurden Todesurtheile gegen Kommunarden ausgesprochen. Die alte und die neue Geschichte kennt kein Blutbad von solchem Umfange, von solcher Brutalität und Niederträchtigkeit, wie es hier von einer siegreichen Partei unter ihren politischen Gegnern angerichtet wurde. Die „Zivilisation“ und „Gerechtigkeit“ der französischen Bourgeoisie hat in diesem feigen Massenmord ihr wahres Gesicht offenbart.

Die äußere Geschichte der Pariser Kommune, die von allem Anfang an auf ihr lastende Nothwendigkeit, den Widerstand gegen die Belagerer mit allen Kräften zu organisiren, erklärt zur Genüge, warum ihre Thätigkeit im Innern manche Mängel aufweisen mußte. Immerhin hat aber die revolutionäre Pariser Volksregierung in der kurzen Zeit ihres Bestehens Erstaunliches vollbracht. In einem ihrer Aufzuse bezeichnet sie es als ihre Aufgabe, eine „Aera positiver, auf Wissenschaft beruhender Versuchspolitik“ einzuleiten. „Die Kommune ist das Ende der alten Regierungs- und Kirchengewalt, des Soldatenthums, des Beamtenthums, der Ausbeutung, des Börsenspiels, der Monopole und Privilegien, denen das Proletariat seine Sklaverei, das Vaterland sein Unglück und Verderben zuzuschreiben hat.“ Die politische Reorganisation des Landes sollte vor Allem die Zertrümmerung des zentralistischen Regierens- und Verwaltungssystems bewirken. Als die Grundlage der nationalen Demokratie war die autonome Gemeinde gedacht, die sich mit den anderen Gemeinden zur Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zusammenschließen sollte. Die Krönung dieses Gebäudes aber sollte der freie Bund der Völker sein. Die Kommune von Paris war, was nach einem unglücklichen Kriege doppelt merkwürdig war, von internationalen Tendenzen beherrscht. Sie berief sogar Ausländer zu leitenden Stellen, wie den Ungarn Leo Frankel, der das Arbeitsministerium übernahm und die Polen Dombrowski und Wroblewski, die in den Entscheidungstagen die Vertheidigung von Paris leiteten. Dieser Internationalismus fand auch seinen symbolischen Ausdruck in der feierlichen Niederlegung der Vendôme-Säule, eines Denkmals zur Verherrlichung von Siegen über fremde Völker.

Die Kommune sollte aber nicht nur die politische Regierung des arbeitenden Volkes begründen. Sie sollte auch der Hebel sein, die ökonomischen Grundlagen umzustürzen, auf denen der Bestand der Klassen und damit der Klassenherrschaft ruht. Begreiflicherweise hat sie in der kurzen Zeit, die ihr gegeben war, keine umfassende sozialpolitische Gesetzgebung ins Werk setzen können. Aber eine Reihe höchst bedeutungsvoller Maßregeln zeigt von dem Ernst, mit dem ihre Mitglieder ihre Aufgaben erfaßten. Am 30. März erließ die Kommune alle Wohnungszinsbeiträge des letzten Halbjahres unter Anrechnung der bereits bezahlten Beträge auf die zukünftige Miethszeit, gleichzeitig stellte sie alle Verkäufe von Pfändern im städtischen Leihhause ein. Am 16. April ordnete die Kommune eine statistische Aufstellung der von den Fabrikanten stillgesetzten Fabriken an und beschloß die Ausarbeitung von Plänen über den Betrieb dieser Fabriken durch ihre in Kooperativgenossenschaften zu vereinigenden Arbeiter, ferner die Organisation eines großen Verbandes der Arbeitergenossenschaften. Am 20. April dekretirte sie die Abschaffung der Nachtarbeit der Bäcker, am 30. die Aufhebung der Pfandhäuser, da diese im Widerspruch stehen mit dem Rechte der Arbeiter auf ihre Arbeitsmittel und auf Kredit.

Von den die anderen Verwaltungszweige betreffenden Beschlüssen erwähnen wir noch die Aufhebung der Sittenpolizei (diese schon durch das Zentralkomitee), die Unterdrückung des stehenden Heeres und die allgemeine Volksbewaffnung, die Trennung der Kirche vom Staate und die Abschaffung des Kultusbudgets, sowie die Verwandelung der geistlichen Güter in Nationaleigenthum, dann die Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen, endlich die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes.

Die Verwaltung der Kommune — alle gegentheiligen Behauptungen sind schändliche Lügen — war sparsam, ehrlich und tüchtig. Der höchste Gehalt der Beamten wurde auf 6000 Franken (5500

Kronen) im Jahre beschränkt. In einzelnen Zweigen herrschten geradezu musterhafte Zustände, so in der Postverwaltung, der der Bronzearbeiter Theiß vorstand, und im Finanzministerium, das Jourde leitete, dessen Frau in dieser Zeit fortfuhr, in der öffentlichen Waschküche zu arbeiten. Hervorragendes leistete auch Baillant im Unterrichtswesen und der berühmte Vorkämpfer der realistischen Malerei Courbet, der im Ministerium der schönen Künste die jungen Talente der französischen Künstlergesellschaft zu seinen Mitarbeitern hatte. Was in Frankreich Begegnung, Idealismus und Muth hatte, stand an der Seite des revolutionären Pariser Proletariats.

Darum ist auch die Erinnerung an die Pariser Commune rein und erhehend geblieben für Alle, die die Freiheit lieben und die Ausbeutung hassen. Das Standbild des revolutionären Paris von 1871 ragt mahrend und wegweisend in die Zeiten. Der schmutzige Strom der Verleumdungen hat ihm nichts anhaben können. An den Gedenktagen der Commune ziehen alljährlich tausende Proletarier und Proletarierinnen auf den Friedhof Père-la-Chaise zur „Mauer der Föderierten“, wo die letzten Kommunarden niedergemetzelt wurden. Und der sozialistische Gedanke, der siegend die Welt durchweilt, hat in allen Ländern die Bewunderung und Verehrung für jene Märtyrer der Menschheitsbefreiung entfacht. Der Sozialismus ist in Frankreich stärker als je zuvor und die bürgerliche Republik steht in ihrer Noth ihn um Retterdienste an. Es ist das Weltgericht, das in der Geschichte waltet und sein Urtheil muß unsere Herzen erheben. Unsere Opfer und Leiden sind nicht umsonst, unsere Ideale kein flüchtiger Traum. Die Vergangenheit ruft es uns zu und der heutige Tag, der uns zeigt, daß die Verbrüderung der Proletarier, ihre Erhebung zum großen Befreiungskampfe herrliche Wirklichkeit geworden ist, hallt den Ruf tausendfach wieder. In der Begeisterung des 1. Mai leben die Thaten der todtten Commune fort, wie die Begeisterung dieses Tages leben wird in der neuen, größeren Commune, die sich langsam im Schoße der Zeit vorbereitet.

Otto Pohl.



### Rück Erinnerungen.

Für die österreichische Arbeiterschaft und speziell für die Wiener Arbeiter schien es, als ob der „Internationale Arbeiterkongress“, welcher am hundertsten Geburtstag der französischen Revolution in Paris zusammentrat, wirklich den Beginn einer neuen Aera bilden würde, die den Bruch mit der Vergangenheit bedeutet.

Die erste gewaltige — wie Liebknecht sagte — den Erdenkreis umspannende Aktion des Weltproletariats, bereitete sich vor. Die Wiener Arbeiter mochten nicht zurückbleiben gegen die Arbeiter anderer Städte, anderer Länder. Die Maifeier mußte imposant ausfallen. Die Stimmung für die Feier war eine begeisterte und insbesondere erreichte die Agitation für die volle Arbeitsruhe am 1. Mai in Wien den Höhepunkt.

Wenn man diese hochgehende, nicht zu hemmende Bewegung beobachtete, mußte man unwillkürlich einige Jahre zurückdenken, wo man fast versucht war, zu glauben, der Sozialismus könne durch polizeiliche

Bergewaltigung im Keime erstickt werden. Still und ruhig war es geworden, als am 30. Jänner 1884 der Ausnahmezustand über Wien und Floridsdorf verhängt, und mehr als 400 Personen in der ersten Woche aus dem Gebiete des Ausnahmezustandes ausgewiesen wurden. — Aber die Polizei hatte, wie es sich bald zeigte, nur einen Augenblickserfolg errungen. Trotz der Grausamkeit mit der die Existenz zahlreicher schuldloser Familien zertrümmert wurde — ward der Sozialismus nicht ausgerottet — wie ein im Jänner 1885 im Züricher „Sozialdemokrat“ erschieenes Manifest österreichischer Sozialisten bewies. Der Ausnahmezustand hatte aber die Wirkung, die Einigung radikaler und gemäßigter Sozialisten zu beschleunigen und die Wiener Arbeiterschaft, zu zähen, ausdauernden Kämpfern, die einig sind, zu erziehen. Schon nach wenigen Jahren zeigte es sich, daß die mächtig emporstrebende Organisation der Arbeiter nicht mehr durch eine leere Dekoration, den Ausnahmezustand oder durch Polizeimaßregeln unterdrückt werden könne und man bequeme sich dazu, gesetzliche Zustände wieder herzustellen. Das alte Polizeisystem Breitenfeld-Frankl bewährte sich dieser neuerstandenen Partei zielbewußter, sozialdemokratischer Kämpfer gegenüber nicht mehr. Der Mann, der eine der häßlichsten Erscheinungen polizeilicher Hilfsmittel — die Lockspindel — züchtete, mußte die Leitung der Staatspolizei aufgeben und avancierte im Meldungsamt — wo er über eine größere Zahl Beamtinnen das Kommando führt — zum Regierungsrath. Seit diesem Systemwechsel schien man sich im Wiener Polizeipräsidium daran zu gewöhnen, die Arbeiterbewegung mit anderen Augen anzusehen wie bisher.

Die Polizei zeigte nicht mehr die frühere Nervosität, wenn einige Hundert Arbeiter beisammen waren. Es kam vor, daß die Märzfeier — der Arbeiterzug nach dem Friedhof — ohne besondere polizeiliche Bekämpfung, d. h. ohne Arretirung, durchgeführt werden konnte. Und nun kam — die Maifeier — mit Arbeitsruhe und Massenaufzug. Man wird zugeben, daß diese Probe auf die Wohlerzogenheit der Polizei, die des Erziehers noch immer nicht entbehren konnte, eine ungewöhnlich starke war.

Die Polizeizöpfe triumphirten. Sie sahen immer mit Scheelen Augen auf die schwachen Versuche, die im Polizeipräsidium gemacht wurden, den Büttel in einen modernen Hüter der „öffentlichen“ Ordnung und Ruhe umzugestalten. Nun, meinten sie, werde man von der Unentbehrlichkeit des Büttels mit einem Schlage überzeugt sein. Der 1. Mai 1890 kam näher. Trotz aller Drohungen ließen sich die Wiener Arbeiter nicht abhalten, Arbeitsruhe zu halten, und am Nachmittag in den Prater zu ziehen.

Bisher feierten am 1. Mai im Prater bloß die Aristokratie und die Bourgeoisie. Wer gerade nichts zu thun hatte, konnte die Herrschaften begaffen, die auf Kosten der Arbeiter dem Vergnügen nachjagten. Und nun wollten diese Arbeiter feiern und die Herrschaften in ihrem Vergnügen stören?

Was sollte die Polizei thun? — Die Polizeizöpfe forderten Gewaltmaßregeln gegen die Demonstranten, die moderner denkenden Polizeibeamten riefen zur Duldung der Demonstration. Man könne ja einige kleine Anordnungen treffen, damit der Schein gewahrt werde und das Ansehen der Polizei nicht allzusehr leide. — Die Anordnungen wurden getroffen; ihnen haben wir den berühmten Marsch in „Lösen Gruppen“ damit sich ja kein „Zug“ bilde, zu verdanken. Die Polizei hatte

### Reue.

Eine Maigeschichte.

Ist er Euch nicht aufgefallen? Jedes Jahr am ersten Mai steht er beim Tegetthoff-Monument. Ueber die Menge ragt er um Haupteslänge empor, trägt einen Cylinderhut, dunklen Anzug, sein grauer Vollerbart und seine schöne, fast rosige Gesichtsfarbe stechen ab von der dunklen Kleidung. Er scheint ein hoher Beamter zu sein. Und doch ver-rathen seine breiten Backenknochen, seine überschattenden büscheligen Brauen, seine mächtigen rothen Hände, seine breiten Schultern, daß er vom Bauernstamme ist. Erinnert Euch nur, Ihr habt ihn gewiß gesehen, da Ihr doch schon zwölfmal an ihm vorübergegangen.

Auch mir fiel er auf. Am vorigen ersten Mai ließ es mir keine Ruhe, ich blieb neben ihm und folgte ihm, als der Zug vorüber war und er die Hauptallee hinunterschritt. Endlich knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an und kam bald auf den ersten Mai. Er schien ein Bedürfniß nach Aussprache zu haben, was mir zu der Frage Muth gab:

„Was führt Sie, da Sie nun einmal nicht Sozialdemokrat sind, doch alle Jahre zum Tegetthoff-Monument?“

„Ein Maierlebniß. — Ich muß etwas weiter ausholen, um Ihnen klar zu werden. Ich kann Ihnen gegenüber offen sein, da wir sozial so weit von einander abstehen, einander so fremd sind, daß wir uns leichter vertrauen können, als selbst Geschwister. Heute ist es ja so eingerichtet, daß man sich als Mensch umso näher sein kann, je ferner man sich dem Stande, Blute oder Vermögen nach ist.“

„Wenigstens häufig ist es so.“

„Sie kennen die obere Welt nicht, Sie wissen nicht, welche Entfremdung dort zwischen den Nächsten besteht! Man konkurriert eben, am Markt, im Amt, um Gunst und Vermögen, um das Erbe. Wir aber wollen von einander nichts, wir können offen sein.“

Es war im Jahre 1890. Vom Mittagstisch war ich — geflohen und ging am Donaukanal auf und nieder, um zur Ruhe zu kommen.

Ich besitze nicht die Beherrschung derer, die von Kindheit an der sogenannten guten Gesellschaft angehören. Bauernsohn bin ich, von Haus aus ein armer Teufel, habe studirt unter großen Entbehrungen. Ich wollte empor, durch Arbeit empor! Es ging auch — ich kam zu Amt und Würde. Aber die Würde, den Erfolg meiner Arbeit heimsten die Anderen ein.

Ich versuchte mein Glück bei Frauen — ich hatte Glück. Ich wollte Vermögen, ich fand es durch Heirat. Nun erst achtete man mich gleich, nachdem ich mich weggeworfen. Nun schob man mich empor, ich kam ans Ziel und that das Vernünftigste, was unsereiner thun kann, ich sicherte meinen Nachkommen die errungene Stellung. Die Familie war mein Alles. Von Familienglück war dabei keine Rede. Mann und Weib gingen ihrer Wege, sie um ihrer Schändlichkeiten willen, ich, um meine Position zu stärken. Aber die Kinder sollten von all dem verschont bleiben, sollten tüchtige Glieder der Gesellschaft werden. Aber die Umgebung, die Vererbung war mächtiger als der Wille eines Mannes.

Ohne Freude über mein Heim, ohne Freude am Besitz, ohne Achtung vor mir selbst, ohne Hoffnung irrte ich damals am Donaukanal. Was ich errungen, schien mir nichtig, die Welt nicht werth, daß man sie mit Füßen tritt. Ich sehnte mich heim, in das stille friedliche Dorf, wo ich als Bauernknabe mit zeugenem Hörschen in Unschuld herumgelaufen. Da kam Ihr Maizug. Mechanisch ging ich als einer der ersten mit, bis zum Tegetthoff-Monument. Dort blieb ich stehen und sah zurück auf den großen Hausen.

Diese Narren! sagte ich zu mir. Wie abenteuerlich, wie lächerlich sind ihre Vorstellungen von der Welt und dem, was in der Welt zu erreichen ist! Wie wollen diese Leute etwas erreichen? Welche Unsumme von Unwissenheit, von Unfähigkeit wälzt sich da durch die lange Praterstraße. Nullen, die sich addiren und sich einbilden, eine Macht zu sein, wo starke Naturen gegen die Gesellschaft machtlos sind. Mit welchem sicherem Troß sie darein schauen, als gehörte die Welt ihnen, dem Pöbel!

auch weitgehende Vorsichtsmaßregeln für den ersten Maientag getroffen, aber sie griff nirgends aggressiv ein. Die Ansichten der modernen denkenden Polizeibeamten fanden im Polizeipräsidium Beachtung und die herrliche Feier wurde durch keinen Mißton gestört.

Die Arbeiter hatten bewiesen, wie überflüssig die Polizei ist. Diejenigen Polizeibeamten hatten Recht, die auf die stramme Disziplin der Arbeiter ihre Hoffnung setzten. Die Rathschläge die sie gaben, waren von diesem Vertrauen zur Arbeiterschaft diktiert, sie öffneten ihnen den Weg zu raschem Avancement. Jede kommende Maifeier führte einen Schritt näher zum Ziele. Besonders ein Beamter war es, der rasch die Stufenleiter emporklimmte, bald war er Polizeirath, Regierungsrath, Hofrath und endlich — Polizeipräsident. Die Maifeier der Wiener Arbeiterschaft war für ihn eine Gelegenheit zum Avancement. Mit raschem Blick erfaßte er die Situation und erreichte das Ziel.

Die Maifeier vom Jahre 1890 bewies, wie bereits bemerkt, die Unentbehrlichkeit der Polizei. Es fanden sich aber auch genug Gelegenheiten, wo die Unentbehrlichkeit der Polizei demonstriert werden konnte. Die Kundgebungen der Wiener Arbeiter für das allgemeine Wahlrecht, die Badeni Demonstrationen, die Zuckersteuerkündgebungen und andere, gaben noch reichliche Gelegenheiten, die Wichtigkeit der Polizei zu beweisen. Diesen Beweis hat unser Herr Polizeipräsident stets zur günstigsten Zeit zu erbringen verstanden. Die Beamten, die ihren Chef verstanden, machten rasch Karriere, nur zu oft nach einem Polizeistückchen, das in der ganzen Bevölkerung Aergerniß erregte. Wenn z. B. Herr Tobias Anger mit seiner Streitereschar ohne Anlaß plötzlich auf ruhig dahinziehende Arbeiter einsprengte, sie vom Trottoir auf die Straße, von der Straße wieder aufs Trottoir trieb, wenn er sie die Straße einmal hinauf, einmal hinuntertrieb, wenn er die sinnlosesten Verfügungen traf, die zwecklose Erbitterung hervorriefen — er wurde belohnt, avancierte. Im Polizeipräsidium hatte also der Büttel noch immer seinen Sitz neben dem modernen Hüter der „öffentlichen Ruhe und Ordnung“ und mit diesem scheinbar so widerspruchsvollen Zwittersystem hatte bisher unser Polizeipräsident Erfolg.

Die Maifeier wurde bis zum Jahre 1895 nach gleichem Programm durchgeführt. Die höher schlagenden Wellen der Wahlbewegung machten im Jahre 1895 eine kleine Aenderung der Maifeier nothwendig. Wie zum Hohne für die Arbeiter tagte an diesem ersten Mai das Parlament, welches die Wahlreform im Subkomité verschleppte. Die Wiener Arbeiterschaft mußte die Forderung nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht in den Vordergrund schieben und dazu war dieser erste Mai wie geschaffen. Die berühmten, „losen Gruppen“ mußten beim Parlament vorüberziehen, der Ruf nach dem Wahlrecht sollte den Abgeordneten in die Ohren dringen. Wieder einmal war die Polizei rathlos. Eine Kundgebung vor den Thoren des Reichsrathes — es war einfach unerhört. Wieder verbot, drohte, schüchtern die Polizeidirektion ein. Die Arbeiter ließen sich nicht abhalten, die „losen Gruppen“ zogen am Nachmittag vor dem mit Polizisten reich besetzten Parlament vorüber und die Ausrufe: „Nieder mit dem Subkomité“ — „Das Wahlrecht hoch“ und ähnliche, konnten nicht erstickt werden. Vom Parlamentsgebäude aus sahen Herr v. Uhlumetzky, der damalige Präsident des Hauses, und eine

Reihe von Abgeordneten die vieltausendköpfige Menge politisch Rechtloser vorüberziehen, die entschlossen waren, das ihnen gewaltsam vorenthaltene Recht endlich zu erkämpfen. Am Abend des ersten Mai gelang es auch, die so vorsichtige Polizei zu täuschen und einige Hundert Arbeiter zogen vor das Palais Windischgrätz in der Herrngasse, um den Ministerpräsidenten daran zu mahnen, daß endlich die Thore des Parlamentes den wirklichen Vertretern des arbeitenden Volkes geöffnet werden müssen.

Das Jahr 1895 hat aber noch ein denkwürdiges Ereigniß gerade zur Maizeit in der Chronik der Wiener Arbeiterbewegung zu verzeichnen — den Ziegelarbeiterstreik, der mit bewundernswerther Ausdauer und eiserner Disziplin von einer bisher undisziplinirten Arbeitermasse geführt wurde. Zum erstenmale theilnahmen sich die Ziegelarbeiter auch an dem Maifeste der Arbeiterschaft und die neuen Kampfgenossen erweckten überall begeisterte Sympathien. Auch diese so bedroht erscheinende Maifeier erlitt keine Störung. Dagegen trat im Jahre 1896 ein Zwischenfall ein, der zu weitgehenden Konsequenzen führen konnte. Bedeutung erlangte dieser Zwischenfall dadurch, daß die „Arbeiter-Zeitung“ bereits im Morgenblatte am ersten Mai ein nach Berlin gerichtetes Telegramm des „Bureau Herold“ besprechen konnte, in welchem die „Befürchtung“ ausgesprochen war, „die diesjährige Maifeier werde sich nicht in den ruhigen Grenzen der Vorjahre bewegen“. Das Restaurationslokal Swoboda im Prater war den Arbeitern nicht zum Besuche empfohlen worden. Vor diesem Lokal kam es zu Aufritten mit der Polizei, die vermieden werden konnten, wenn nicht der Augenblick benützt worden wäre, den Nachweis von der Unentbehrlichkeit der Polizei zu liefern. — Wartete die Polizei nur auf eine — wenn noch so unscheinbare Gelegenheit? — Zahlreiche Verhaftungen und Verwundungen waren die Frucht aufregender Szenen, die durch das Eingreifen der Genossen nur vorübergehender Natur waren. Würdig und ernst verließen alle nachfolgenden Maikundgebungen, und so wird es in aller Zukunft bleiben, solange der Polizeibüttel von der gewaltigen Kundgebung der Arbeiterschaft fernegehalten wird. Vielleicht werden aber auch diese Kundgebungen einmal die Ursache sein, eine vollständige Reform des polizeilichen Ueberwachungswesens herbeizuführen, eine Modernisirung der gesammten polizeilichen Ordnungsmacherei, die bisher zu so vielen Mißgriffen geführt hat. Hoffen wir, daß diejenigen, die durch die Arbeiterbewegung rasch Karriere machten, weil sie einmal von dem üblichen System der gewaltigen Bevormundung der Bevölkerung abgingen, den Weg zu dieser Reform finden, daß ihre Rück Erinnerungen nicht erblaffen, sondern eine ernste Mahnung bleiben werden bis das Polizeibüttelsystem, in welcher Abtheilung der Polizeidirektion es immer seinen Sitz haben mag, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist.

Bei uns in Oesterreich hat sich der Bruch mit der Vergangenheit, die Hoffnung, die an den Pariser Kongreß geknüpft wurde, zum Theile erfüllt. Die Maifeier barg eine gewaltige Agitationskraft. Die Kundgebung für den Achtstundentag setzte den Gedanken nach Verkürzung der Arbeitszeit in den Gehirnen der Arbeiter fest. Neue Organisationen entstanden und mit zielbewusster Kraft wurden hübsche Erfolge erzielt. Noch zur Zeit der ersten Maifeier spottete das Spießbürgerthum über die Utopie — den Achtstundentag. Heute ist die Forderung nach dem

Erbitterung faßte mich. Was glauben denn diese Leute zu sein? Wie wagen sie es, sich hier breit zu machen? Wie klein, wie nichtig sind in der besseren Gesellschaft die Größten! Und diese da spielen sich als Herren der Erde auf! Eine grausame Begierde erfaßte mich: Wie wäre es, wenn man Kanonen aufführe gegen diese Leute, die sich in ihrer Einfalt größer und mächtiger dünken als die Stärksten und Besten?“

„Also deshalb gehen Sie jeden ersten Mai in den Prater —“

„Nein. Damals dachte ich so, das einmal. Und hinter den letzten ging ich her: Diese Leute wollen die Welt umwälzen und bringen es, jeder einzelne genommen, nicht dazu, sich ordentlich anzuziehen. Der da versteht nicht einmal, seinen Rock rein zu halten, und will die ganze Gesellschaft von allem Unheil reinigen — kurz, ich haberte mit denen, die vor mir gingen und folgte ihnen doch, als ob ich tüchtig die Gelegenheit suchte, an einem meinen Bauerntroß und Bürgerstolz auszutoben und mein verlorenes Leben zu rächen.“

Wir kamen als Letzte in ein Praterlokal. Es strokte von Menschen, ein Mann — ich glaube es war ein Buchdrucker — hielt eine Rede. Er stand auf einem Tisch und sprach voller Würde, was mich überraschte. Ich hörte zu.

Lieber Freund! Ich hörte und hörte. Meine Erbitterung verflog. Ich ging davon, ich schlug die Faust vor die Stirn —“

„Ja worüber hat er gesprochen? Es würde mich interessieren —“

„Ich habe mir genau gemerkt, was er sprach. ‚Ein ungeheueres Durcheinander‘, meinte er, ‚ist die heutige Welt, etwa wie eine Fabrikanlage ohne Ende. Das Räderwerk dieser Fabrik ist verwirrend, unverständlich. Und doch ist es von einem einzigen Triebrad aus in Bewegung gesetzt, und dieses Triebrad ist der Besitz. — Niemand fragt Dich: Was bist Du, was leistest Du? Sage mir, was Du besitzt und ich sage Dir, was Du erlernen, studiren, erreichen kannst. Das Winkelmaß, nach dem diese Welt gezimmert ist, heißt Besitz.“

Wir aber wollen uns ein neues Reich begründen, ein neues Haus zimmern, einen neuen Betrieb anlegen — und das oberste Reichsgesetz,

das Winkelmaß der Reichszimmerleute, das Triebrad des Räderwerks soll die Arbeit sein.

Jene nennen die heutige Zeit die Zeit der Arbeitstheilung. Sie irren: Es ist die Zeit der Besitztheilung. Denn, wie der Besitz vertheilt ist, so vertheilt sich die Arbeit. Der Reiche bekommt die Peitsche und der Arme das Pflugjoch, der Vermögende die Feder und der Vermögenslose den Hammer, der Besitzende setzt sich mitten in den Speicher, den der Besitzlose füllen darf.

Wäre es nicht so, wäre die Gesellschaft arbeitstheilig, dann müßten die, welche am meisten und schwersten arbeiten, auch am meisten besitzen. Ihr wißt aber, es ist umgekehrt.

Jene sagen, sie seien die Gebildeten und so rechtfertigen sie den Besitz. Aber nicht weil sie gebildet sind, besitzen sie, sondern umgekehrt, weil sie besitzen, haben sie die Mittel sich zu bilden.

Welchen Werth hat es, wenn ich von mir sagen kann: Seht her, ich bin gebildet! — Diamant ist rein innerlich genommen dasselbe, wie Kohle, und doch gibt er nach außen hin Glanz, Farben und Feuer.

Was jemand ist, das ist er für sich, nur was er thut, gilt den Andern, dient der Welt. Die bloße Bildung ist Licht im Keller, Glut unter der Asche, lichtlose Kohle. Das Thun, die Arbeit das ist Diamant, das ist eine Fackel am Berge, sie zeigt uns den Weg. Wahrhaftig, wer die Fackel in den Keller steckt, ihm wäre besser, er hätte kein Licht. Dann wäre er wenigstens kein Aergerniß für diejenigen, die das Licht lieben und suchen.

Wir aber schätzen nur die Arbeit und nur die Bildung, die schafft, die geistige Arbeit. Denn gerade das geistige Schaffen ist die treibende Stange am Triebrad unserer Welt.

Jene sagen: Wir schaffen für unsere Familien. Die Früchte unseres Lebens für die Frucht unseres Leibes! Aber — seit wann ist es eine Tugend, des Nachbarn Feldfrucht niederzumähen, um die eigene damit zu düngen? Jene aber kleiden durch die Blöße unserer Jungen ihre Kinder in Seide, speisen durch den Hunger der unsrigen die ihren in

Achtstundentag keine Utopie mehr. Wenn das österreichische Proletariat sich in Rück Erinnerungen an die harten Kämpfe ergeht, die anlässlich der Waiseier überall durchzumachen waren, dann muß sie auch der Erfolge gedenken die sie bisher erzielte. Jakob Neumann.



## Die Pionniere der Arbeiterbewegung.

Eine gute alte Regel rät dem Wanderer, von Zeit zu Zeit eine Rückschau über den zurückgelegten Weg zu halten und so aus der wachsenden Größe der vollbrachten Leistung Mühe und Kraft für die noch zu vollbringende zu schöpfen. Dieses ist auch keineswegs der unbedeutendste Sinn der proletarischen Waiseier. Nicht minder als der Anblick der anschwellenden Massen des organisierten Proletariats ist die Betrachtung der von ihnen geleisteten Befreiungsarbeit geeignet, die Begeisterung und Hoffnungsfröndigkeit des sozialistischen Arbeiters zu erhöhen. Doch das Wirken der sozialistischen Idee stellt sich nicht allein in der Stärke der Organisation und der Größe ihrer Leistungen dar. Das Maß dessen, was eine soziale Bewegung erreichen kann, hängt nicht nur von ihrer eigenen Kraft ab, sondern auch von dem Widerstand, den sie findet. Die sicherste Gewähr für die Zukunft des Sozialismus bietet die offenkundige Tatsache, daß der sozialistische Gedanke unaufhaltsam in alle Poren der Gesellschaft eindringt und selbst die herrschenden Klassen mehr oder minder beeinflusst. Die soziale Gesetzgebung der bürgerlichen Staaten, so mangelhaft sie ist, ist doch ein deutlicher Beweis dieser Umstimmung des öffentlichen Geistes, des allmählichen Erwachens eines sozialen Bewusstseins. Das Bekenntnis zur sozialen Reform — sei es auch eine der allerschwersten Art — gehört heute bereits zu den Anstandsregeln der bürgerlichen Politiker. Freilich darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß das sicherste Mittel, dieses „soziale Bewußtsein“ der Besitzenden wach zu halten, die Bereitschaft des Proletariats bleibt, seine Macht zur Durchsetzung seiner Forderungen einzusetzen. Der Satz des alten römischen Dichters, daß die Furcht die Götter erschaffen haben, gilt auch von der sozialen Ethik der herrschenden Klasse.

In diesem Sinne deutet die Tatsache, daß das österreichische Parlament endlich mit Ernst an die Festsetzung eines Maximalarbeitstages im Bergbau geht, auf einen bedeutenden gesellschaftlichen Fortschritt hin. Es wäre eine bedenkliche Selbstunterschätzung, wenn wir den Unterschied nicht zu würdigen vermöchten, der zwischen dem Standpunkt des alten, jedem staatlichen Eingriff feindlichen Liberalismus und den jetzigen, wenn auch noch so beschränkten sozialen Anschauungen und — Reden der bürgerlichen Politiker besteht. Man darf diese Reden auch dann nicht allzu gering bewerteten, wenn sie bloß demagogische Phrasen sind. Denn gerade die Demagogie muß der öffentlichen Meinung nachlaufen, wenn sie sie irreführen will.

Darüber herrscht kein Zweifel: die öffentliche Meinung will die Achtstundenschicht. Selbst die politischen Anwälte der Unternehmer sind gezwungen, ihr ihre Verbeugung zu machen und verlegen sich mehr auf die Taktik der Verschleppung und Vertröstung, als auf offene Abwehr. Diese sozialpolitische Erziehung der Gesellschaft ist vor Allem das Werk der Bergarbeiter selbst. Sie haben in heißen Kämpfen für die Achtstundensforderung gestritten und mehr als irgend eine andere Arbeiterschichte gelitten. Das Leben des Bergmanns stellt das allgemeine Schicksal des modernen Proletariats in einer scharf ausgeprägten, zu allen Augen und

Herzen dringenden Gestalt dar. Der Gegensatz zwischen dem ausbeutenden, jeder produktiven Tätigkeit fernem Unternehmer und dem ausgebeuteten Arbeiter, der von den ungeheuren Reichtümern, die er produziert, kaum so viel behält, um für die allerdringendsten Bedürfnisse aufzukommen, tritt hier besonders kraß hervor. Nirgends ist auch die Entmenslichung des Lohnarbeiters so sichtbar wie bei dem Häuer, der den Anblick des Tages entbehren muß und in der Grubennacht bei steter Lebensgefahr eine entseßlich eintönige, alle Nerven abstumpfende Arbeit verrichtet. Dazu tritt der Eindruck, den die unermüdlichen, leidenschaftlichen Anstrengungen der Grubenproletarier, ihr Recht durchzusetzen, auf jedes nicht von Haß gegen die Arbeiter besangene Gemüth machen mußten. In dieser Wirkung liegt auch ein Trost für die Niederlagen, die die Bergarbeiter getroffen haben. Alle die schweren Opfer an Geld und Leben sind nicht vergeblich gebracht worden, da sie die moralische Verurteilung der Grubenbarone nur gefördert, die Empörung über das von diesen an der Volksgesundheit und am nationalen Vermögen geübte Raubsystem angefaßt haben.

Man kann den sozialen Fortschritt, der sich in der gesetzlichen Regelung der Schichtfrage zeigt, auch daran ermessen, daß sich die alten platten Argumente gegen jede Sozialreform diesmal kaum aus Tageslicht trauen. Freilich, wo könnte sich die Lächerlichkeit der Phrase von der ausländischen Konkurrenz so schlagend erweisen, wie im Bergbau, wo wir eine habgierige Clique von Grubenbesitzern und Händlern einen schamlosen Wucher haben treiben gesehen. Nicht die Produktionskosten haben da den Preis bestimmt, sondern die unmäßige Gewinnjucht der Kapitalisten, denen ihre durch die industrielle Konjunktur gesicherte Monopolstellung die Macht gab, die Konsumenten vermöge einer mit der frechsten Willkür bestimmten Profitrate auszuplündern. Die Einführung des Achtstundentages im Bergbau hätte auch dann, wenn sie wirklich die Produktionskosten der Kohle erhöhte, was doch bekanntlich von den unterrichteten Fachmännern bestritten wird, höchstens eine Verminderung des Wucherprofits der Ausbeuter zur Folge, keineswegs eine Verdrängung der inländischen durch die ausländische. Und die Erhaltung des Wuchers ist doch wahrlich keine Aufgabe des Staates.

Heute wagt es auch der hartgefotterte Reaktionsär oder Manchestermann nicht mehr, den Bergarbeitern ihr Recht auf den Maximalarbeitstag abzustreiten. Die Politik der Ausbeuter beschränkt sich jetzt darauf, den Arbeitern von ihrer Forderung etwas abzuhandeln oder abzulisten. Die Regierung bietet ihnen den Neunfundentag, die Christlich-Sozialen und ihre Hintermänner haben den Gedanken einer „Ubergangsperiode“ vom Neunfundentag zum Achtstundentag ausgeheckt. Daneben hat sich das Subkomité des sozialpolitischen Ausschusses noch bemüht, durch sehr zweideutige Ausnahmsbestimmungen den Unternehmern die Verlängerung der Schichtdauer zu ermöglichen. Die Arbeiter haben auf alle diese Halbheiten nur Eine Antwort. Sie besteht in der dringenden Forderung des reinen, unzweideutigen Achtstundengesetzes. Die braven, „sozialpolitisch“ fühlenden Leute, die den Pelz gern waschen möchten, ohne ihn naß zu machen, möchten darin eine Halsstarrigkeit, einen unpraktischen Dogmatismus sehen. Tatsächlich ist der Achtstundentag eine wirkliche, kulturell wirksame Reform, während alle anderen „maßvollen“ Regelungen nur bewußte oder unbewußte Spiegelfechtereien sind, deren Resultat weder eine Befriedigung der Arbeiter, noch eine Beendigung der Erschütterungen der Montanindustrie, der kostspieligen und verbitternden Konflikte zwischen den Unternehmern und Arbeitern sein kann.

An diesem ersten Mai gedenken die österreichischen Proletarier der Bergarbeiter mit der herzlichsten Theilnahme und den lebhaftesten Wünschen. Möge

silbernen Schalen und die Jahre des Lebens, die sie uns nehmen, setzen sie den ihrigen zu! Jede Stelle in der Gesellschaft besetzen sie durch ihre Söhne, wenn sie Reichtum und Ehre bringt ohne Arbeit, die Arbeit aber lassen sie denen, die sie nicht achten. Alles um der Familie wegen.

Wir aber sagen ihnen: Nicht die ganze Welt in den Dienst unserer Jungen, sondern unsere Jungen müssen wir in den Dienst der Welt stellen. Ihr Frauen gebärt eure Kinder nicht für Euch: Denn sie werden einmal sein, wenn Ihr lange vermodert seid. Auch nicht für die Kinder: Wißt Ihr, ob sie es Euch danken würden? Ihr gebärt sie für die Welt, in die kommende Gesellschaft. Diese ist einst ihr Dach, das wird kein Sturm fortragen, keine Flamme verzehren. Sorgt dafür, daß dieses Dach wohnlich ist. Sammelt für sie nicht Schätze, die den andern ein Fluch und ihnen selbst dereinst Rache sein können. Auch wir lieben die Familie, aber für uns ist sie Vorschule der Gesellschaft, und Erziehung ist uns nichts als Arbeit für die Gesamtheit.

Was die anderen preisen, das prüft erst, wonach die andern streben, das befehlt Euch erst genau.

Diejenigen, die wider uns sind, führen zweierlei Worte im Munde. Die einen reden von dem „Ich“, sie fordern: Entfalte Dein Ich vor Allem. Ihnen antwortet: Wohl — aber wer da glaubt, daß der Halm mehr ist als die Garbe, der irrt. Ein Halm macht kein Aehrenfeld, um eines Halmes Willen pflügt kein Bauer, scharft keiner die Sense. Der eine Halm nährt nicht einmal einen Sperling.

Der Halm ist Frucht im Aehrenfeld, weil er mit andern zusammen steht, der einzelne Halm ist im Weingarten Unkraut.

Die andern reden auch vom Nächsten, sie fordern: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Ihnen rufet zu: Wohl — aber Ihr seht nur den Nächsten, Ihr seht nicht Alle. Ihr seht nur Baum an Baum, den Wald aber seht Ihr vor Bäumen nicht.

Der Wald aber ist es, der den einzelnen Baum im Sturme schützt, der den Nebel hält und den Regen anzieht, der die Wurzel speist und den Stamm schützt.

Liebe Deinen Nächsten — gut. Aber was nützt es, an des Nachbarn Dache zu löschen, wenn das ganze Dorf in Flammen aufgeht? Denke an's Dorf und Du denkst an Dich und den Nächsten.

Arbeite für das Ganze und jedem Einzelnen ist geholfen.

Wir sind nicht weiser als die vor uns, aber die Zeit ist reifer. Seht, es ist Alles anders geworden, und nur Ihr, Ihr wollt bleiben wie gestern und vorgestern! Wir aber sind daran gegangen, die schlechten Münzen, die noch von Hand zu Hand gehen, einzuziehen, die Münzen, deren Wappenschild lautet: „Besitz“, „Bildung“, „Familieninn“, „Nächstenliebe“, „Persönlichkeit“. Wir holen aus dem tiefen Schacht der Zeit reines Gold und Silber und prägen neue Münzen.

Das Ganze aber ist die arbeitende Menschheit! Liebe die Arbeiterklasse und Du liebst Deinen Nächsten und Dich selbst. Sorge für sie und Du sorgst für Deinen Nächsten, für Dich und für Dein Kind. Achte den Nebenmenschen, soweit als er für das Ganze, für die Arbeitenden, arbeitet. Und Du wirst gut, weise und vollkommen sein. Das ist unser Anfang und Ende, unser Winkelmaß und Trieb- rad: Die Arbeit hoch!

Also sprach der Redner — Herr, ich bin ein alter Mann. Mich ändert Ihr nicht mehr — nein, nein! Es ist doch Alles ganz unmöglich, was Ihr wollt — reden Sie nichts, lassen Sie mir diese Zweifel, sie trösten mich. Ich weiß nicht, seid Ihr zu weise oder zu thöricht für diese Welt, ich kann Euch nicht folgen. Aber, es ist etwas Großes, etwas Herrliches in Euch, etwas Edles! Und weil ich das weiß, weil ich an Kanonen-gedacht habe jenes erstemal, weil ich ein blinder Barbar war, weil ich meine eigene Glendigkeit an Euch habe rächen wollen, darum mache ich alle Jahre am ersten Mai diesen Weg, meinen Bußgang für jene Gedanken-sünde —

So der Alte — einer der fühlt, daß wir recht haben, und uns doch nicht recht geben will.

Karl Böckel.



ihrem gerechten Streben bald die Erfüllung werden. Die ganze sozialistische Arbeiterschaft sieht mit Spannung der Entscheidung des Parlamentes entgegen. Die sozialdemokratischen Abgeordneten werden wie immer ihre Pflicht thun und nichts unterlassen, um die Schwachmüthigen unter den bürgerlichen Politikern aufzurütteln und die Bosheit der Arbeiterfeinde zuzuhanden zu machen. Von der Entscheidung des Parlaments hängt es aber ab, ob Oesterreich überhaupt mit den modernen gesellschaftlichen Fragen fertig zu werden vermag. Man spricht jetzt bei uns so viel vom „Industriestaat“. Unsere Industriepolitiker haben jetzt ihre erste ernste Probe zu bestehen.

Quidam.

## Ein Lehrer des Volkes.

Raum hatte die Reformation in Deutschland die ersten größeren Erfolge errungen, so begann auch in Oesterreich, besonders aber in Böhmen und Mähren, ebenfalls die religiöse Bewegung, welche aber zugleich eine soziale war, mächtig um sich zu greifen. Sofort schlossen sich in den beiden letzteren Ländern die Reste der Hussiten wieder zu besonderen Glaubensgemeinden zusammen und sie begannen mit Eifer für ihre Sekte, die sie mit neuen Glaubensregeln verbrämten, zu wirken. Sohin entstand die Lehrkunst der Mährischen oder Böhmisches Brüder, welche sich trotz des harten Druckes, den obrigkeitliche Gewalten auf sie ausübten, rasch ausbreitete. Der Kampf zwischen Katholizismus und „Häresie“ tobte bald heftig in den böhmischen und mährischen Gauen. Alle erdenkliche Mühe gaben sich die Großmeister der Heiligen Inquisition — die Dominikaner — um der „Ketzerei“ entgegenzuwirken. Aber was sie auch „Bedeutendes“ in ihrem erbaulichen Handwerke: dem Ketzerverbrennen, leisteten — es hatte durchaus keinen Erfolg. Die „Zerlehren“ nahmen immer mehr überhand und bald waren Böhmen und Mähren „zwei mächtige Ketzernester“, welche zu zerstören den frommen Mönchen ein gottwohlgefälliges Werk schien, sich jedoch vorläufig zu einer puren Unmöglichkeit gestaltete, denn die „Zergläubigen“ hatten nicht nur die Uebermacht im Lande, sondern sie wurden auch lebhaft von einzelnen Prälaten, die Ursache hatten, mit ihrem „obersten Herrn“ in Rom unzufrieden zu sein, und von einzelnen einflussreichen Adligen, die den Katholizismus abgelegt und der Sekte der Mährischen Brüder offen oder heimlich beigetreten waren, unterstützt.

Eines der angesehensten Häupter der Mährischen Brüder war der Nikolsburger Grundherr Leonhard von Liechtenstein. Unter seinem und dem Schutze seines Bruders Hans hatten die Mährischen Brüder in Nikolsburg ihren Hauptsitz aufgeschlagen. Um nun einen tüchtigen Lehrer für die religiösen Grundsätze der Sekte zu erhalten, hatte der Liechtensteiner, welcher auch die junge Buchdruckerkunst zur Propaganda benützte, den eines ausgezeichneten Rufes sich erfreuenden Wortführer der Wiedertäufer, Balthasar Hubmayer (auch Hubmör) im Jahre 1526 nach Nikolsburg berufen. Dieser Mann, welcher „die Wiederherstellung des weltlichen Reiches Christi“ predigte und die vollständige Freiheit und Gleichheit aller Menschen, sowie brüderliche Gemeinschaft als die erste Regel aller Gerechtigkeit forderte, konnte als die Seele der Wiedertäufer in Oesterreich bezeichnet werden. Hubmayer war Doktor der Heiligen Schrift an der Hochschule in Jugostadt gewesen, wirkte hierauf in Friedberg bei Augsburg als Geistlicher, hatte aber dann Deutschland verlassen, war nach der Schweiz gegangen und war später nach Steyr in Oberösterreich gekommen, wo er viele Anhänger seiner Lehre fand.

Und nun hatte er die Aufgabe bekommen, in Nikolsburg die radikal-demokratische, aber mit einer starken Dosis spitzfindigen theosophischen Beiwerk verbrämte Lehre Alt und Jung in Wort und Schrift begreiflich zu machen. Gleichzeitig mit Hubmayer war auch, ebenfalls infolge Berufung durch den Liechtensteiner, der Züricher Buchdrucker Simprecht Sorg, auch Froschauer genannt, nach Nikolsburg berufen worden. Hubmayer, der sich nach der Art der Gelehrten jener Zeit, gleichfalls mit der Erfindung Gutenberg's eifrig beschäftigte, und sohin auch in der Geschichte der Typographie seine ehrenvolle Rolle hat, war einer der besten politischen und theologischen Schriftsteller seiner Zeit. Er war es, der die demokratischen Lehren, welche Ulrich von Hutten und Thomas Münzer in Deutschland verkündigt hatten, dem Volke mundgerecht machte.

Sowie die Nikolsburger „Ketz“druckerei im Hause des Predigers der Brudergemeinde, Oswald Gladyt in Stand gesetzt war, machten sich Froschauer und Hubmayer an den Druck „ketzlicher“ Bücher. Die beiden Liechtensteiner, dann mehrere andere Adelige — darunter der Landeshauptmann von Mähren, Johann auf Pernstein und Helfenstein, der Oberste Landkammerer Arkeb von Boslowitz und Czernahora, der Oberste Hauptmann in Niederschlesien, Herzog Friedrich zu Liegnitz und Brieg, Johann Dubezansky von Zdenin und auf Habrowan — unterstützten die beiden Männer auf das lebhafteste, wie die Widmungen der noch existirenden Hubmayer'schen Druckwerke beweisen. Die Bücher erregten die Freude der Brudergemeinde, aber auch Furcht und Entsetzen in den Reihen der römischen Pfaffen, deren Ende gekommen schien, was alle Welt seit Langem wünschte. Hubmayer's Reden und Predigten, die er auf freiem Felde in der Nähe der Stadt Nikolsburg, in welcher zwölftausend Brüder, Alles zusammen aber mehr als zwanzigtausend wiedertäuferische Familienmitglieder gezählt worden sein sollen, hielt, versammelten stets eine riesige Zuhörerschaft und erregten derartiges Aufsehen, daß — nach dem Zeugniß eines katholischen Schriftstellers — „fast alles Volk aus Mähren und einem großen Theile Oesterreichs nicht anders, als wie zum Delphi'schen Orakel herbeigelaufen kam“.

Aber nicht bloß „gemeine Leute“ und „einige Vornehme“ hörten auf die Lehren Hubmayer's und wurden fanatische Anhänger der Wiedertäufer, auch „Hochwürdigste“ warfen Inful und Hirtenstab weg und stießen zu den Wiedertäufern, so der Nikolsburger Titularbischof Martin Göschel, der Probst des Nonnen-

klosters zu Kanitz war. Er entsagte dem Romglauben, ward ein Jünger Hubmayer's und nahm eine hübsche Nonne zum Weib.\*)

Die Sekte der Wiedertäufer gewann durch Hubmayer's Lehrthätigkeit und Schriften zahlreiche Anhänger. Sie verbreitete sich bald in ganz Oesterreich und selbst in dem „glaubensstarken“ Tirol fand die religiös-demokratische Lehre, welche die vollkommene Gleichheit aller Menschen, Brüderlichkeit und unbedingte Gütergemeinschaft als oberste Grundsätze feststellte, Eingang. Der finstere Kaiser Ferdinand I., der nach der Schlacht von Mohacs (29. August 1526), in welcher König Ludwig II. getödtet worden war, infolge von Erbverträgen in den Besitz der Königreiche Böhmen und Ungarn, sowie der Markgrafschaft Mähren sammt Schlesien und der Lausitz gelangt war, befahl eine strenge Verfolgung der Sektierer. Die Wiener Regierung verlangte von Leonhard Liechtenstein die Auslieferung „des großen Ketzers Hubmayer“ und dessen Weibes. Liechtenstein weigerte sich einige Zeit, diese Forderung zu erfüllen. Als man ihm aber mit der Einziehung seiner Güter drohte, gab der „Edelmann“ seinen Schützling feigertweise preis. Leicht hätte er ihm zur Flucht behilflich sein können. . . . .

Hubmayer und sein Weib wurden zu Ende des Jahres 1526 nach Wien geschleppt, wo man Beide im Kärntnerthurm einsperrte. Im Mai 1527 brachte man Hubmayer nach der befestigten Burg Greifenstein an der Donau. Dort wurde der brave Volkslehrer von den Theologen der Wiener Universität, die sich als ein besonderes Gericht gegen die „schlechte Ketzerei“ konstituirten, längere Zeit hindurch geistig gefoltert. Aber Hubmayer blieb standhaft. Er erklärte alle Folgen von dem zu tragen, was er gelehrt, was er geschrieben, was er drucken ließ, was er selbst gedruckt habe. Nicht einen einzigen Satz seiner „ketzlichen Lehren“ nahm er zurück. Mit muthigem Stolze wies er alle verlockenden Anerbietungen ab, durch Verath an sich selbst und seinen Brüdern seine Ueberzeugung zu verleugnen und dafür eine „gnädige Strafe“, vielleicht sogar die Freiheit und selbst Würden einzuhandeln.

Die Folge solcher „Halsstarrigkeit“, die unsere Bewunderung verdient, war das Verdammniskurtheil der Pfaffen über den Ketzler. Das weltliche Gericht erniedrigte sich wieder einmal zum Bittel der Römlinge. Hubmayer wurde abermals nach Wien gebracht, wo ihn im Schergenhause die Henkersknechte auf die entsetzliche Weise folterten. Aber kein Laut des Widerrufs kam über die Lippen dieses prächtigen Helden und auch sein Weib, das nicht minder qualvoll gefoltert ward, war nicht zu bewegen, den Lehren ihres Gatten zu entsagen. Sie erklärte, daß sie es als eine Schande empfinden würde, wenn sie oder ihr Mann auch nur ein Wort von dem verleugneten, was ihre heiligste Ueberzeugung ist.

So hatten denn weder die Ueberredungskünste der „Gottesgelehrten“, dieser Diener „der Religion der Liebe“, noch die Marterwerkzeuge des Freimannes in den Gesinnungen Hubmayer's und dessen wackerer Ehefrau etwas zu ändern vermocht. Das hochnothpeinliche Gericht brach den Stab über die beiden charaktervollen Menschen „kraft des ihm zustehenden göttlichen und weltlichen Rechtes“ . . . .

Am 10. März von 1528 ward Balthasar Hubmayer auf dem Schinderkarren nach der Gänsehaid beim Dorfe Erdberg geführt, und dort unter strengster Beobachtung eines ebenso unsinnigen wie fürchterlichen Zeremoniells, das die fanatischen und blutrünstigen Dominikaner für die Hinrichtungen „mit dem Feuer“ erfunden, auf einem Scheiterhaufen verbrannt. . . . .

Die bis zum letzten Augenblicke auf einen Widerruf hoffenden Dominikaner und Kapuziner, die wie Nasgeier um den brennenden Scheiterhaufen herumschlichen, dessen Flammen ein edles Gefäß vernichteten, hörten keine Silbe, die sie als eine Abschwörung der Lehren Hubmayer's der Welt gegenüber auszugeben imstande gewesen wären. . . .

Aber noch nicht vollends war der „irdischen Gerechtigkeit“ Genüge geschehen. Die Asche des Holzstoßes, auf dem ein edler, herrlicher Blutzuge des Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsgedankens in so schaudervoller Weise geendet, wurde vom Freimann und dessen Knechten in die Donau gestreut, und drei Tage darauf ward Hubmayer's Weib, einen Stein um den Hals gebunden in den Strom gestürzt. . . . . All die Wasser, die seither majestätisch das Flußbett hinabzogen, waren bis heute noch nicht imstande, die Schande damaliger Gerichtsbarkeit wegzuwaschen. . . .

Balthasar Hubmayer, welcher das Volk die edelsten und erhabensten Gebote lehrte, ist ein Blutzuge der gewaltigen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geworden, jener dereinst die Welt wahrhaft erlösenden Ideen, die in unseren Tagen mehr denn je ins Volk gedrungen sind. Daß Balthasar Hubmayer, wie so viele seiner Zeit, diese Gedanken mit dem „Religion“ genannten Begriffe vereinbaren wollte, kann uns, wenn wir die damalige Geistesrichtung im Auge behalten, durchaus nicht sonderbar erscheinen. Wenn die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einmal werden zur Wahrheit geworden sein — und sie werden es! — dann werden sie auch Gesellschaftsgefes sein und — Religion.

Karl Höger.

\*) Göschel stand in Nikolsburg, wo er seinen Wohnsitz als einfacher demokratischer Bürger genossen, in hohem Ansehen. Die ehemaligen geistlichen Oberen Göschel's boten Alles auf, um „das verirrte Schaf“ wieder für die Herde der Rechtgläubigen zurückzugewinnen. Doch alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Erst im April 1528 gelang es den Pfaffen durch List und Serrath, den abtrünnigen Bischof in ihre „obrigkeitliche“ Gewalt zu bringen; Göschel ging nun einem schredlichen Dose entgegen. Er ward vom weltlichen Gericht nicht weniger als siebenmal gefoltert und schon war das Urtheil, das ihn zum Feuerode verdammt, über ihn gefällt, als einige einflussreiche Adelige Fürbitte einlegten, und ihm infolge dessen das Leben geschenkt wurde. Der Mann wurde, nachdem er, wie katholische Schriftsteller behaupten, „einige“ seiner Meinungen abgeschworen haben soll, dem Olmüzer Bischof „zur ewigen Haft“ übergeben. . . . .

## Dieser Festschrift liegt ein doppelseitiges Kunstblatt bei: „Thal des Friedens!“

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Ignaz Brand, Wien, VI. Gumpendorferstraße 18.  
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Wilhelm Ellenbogen.  
Druck und Lithographie von Johann N. Bernay, Wien, IX. Maria-Theresien-Gasse 17.

# Dem Angedenken der Commune von Paris 1871.



Es ruhen Deine lichtbestreuten Schwingen,  
Und Deines schweren Kampfes Walfahrt ruht.  
Doch lebt und webt in ungeschwächter Gluth,  
In schönem und verheißungsvollem Singen  
Das hohe Lied von Deinem Heldenmuth!

Die Schreiber, die sich stets der Macht verdingen,  
Sie lästern laut und sie verleumden kühn.  
Doch ist umsonst der Niedertracht Bemüh'n:  
Es soll den Söldnern nimmermehr gelingen,  
Dein hehres Bildniß in den Staub zu ziehn!

Dalt' hoch die Leuchte! Lass' die Strahlen dringen  
In uns'ren Geist, auf daß wir helle sehn,  
Und Deine Botschaft voll und ganz versteh'n.  
Dann werden wir den Feind zum Frieden zwingen  
Und Deine Farbe wird von allen Sinnen weh'n!

Andreas Schen.